Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 11 (1955)

Artikel: Das jüdische Jahr im jüdischen Haus
Autor: Geis, Robert Raphael
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-960842

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS JÜDISCHE JAHR IM JÜDISCHEN HAUS

von Dr. Robert Raphael Geis, Karlsruhe

Das Unbekannteste des Judentums ist ganz zweifelsohne das jüdische Haus mit seiner Vielfalt von Gebräuchen, seiner frommen Innigkeit, seinem innigen Frommsein. Die Bedeutung des jüdischen Heimes im Judentum ist aber gar nicht hoch genug anzuschlagen. Wann immer dem jüdischen Gottesdienst Schwierigkeiten bereitet werden, das Haus kann seine Funktionen übernehmen. Solange die jüdische Familie, das jüdische Haus intakt ist, ist das Judentum nicht in Gefahr. Auch kennt die Synagoge ja keinen Altar. Beherrschend in ihr ist das Vorlesepult. Der Altar des Judentums ist der Tisch eines jeden jüdischen Hauses, von ihm geht alle Kraft des Dauerns aus, die um ihn Versammelten üben sich täglich in der Heiligung des Lebens und in der Ausrichtung auf die messianische Zukunft. So mag es angebracht erscheinen, einmal vom jüdischen Jahr im jüdischen Haus zu erzählen.

Beginnen wir mit dem Alltag. Der jüdische Tag beginnt für den frommen Juden mit Gebet, und betend hält er zur nachmittäglichen und abendlichen Stunde inne. Aber damit nicht genug, spricht der Jude ungezählte Segenssprüche während des ganzen Tages, wie er jede Mahlzeit mit Worten des Gebetes beginnt und beendet und schließlich dem Hüter Israels sich vor dem Schlafen anvertraut.

Dieser jüdische Alltag erhält seine regelmäßige Überhöhung in dem siebten Tag, dem Schabbat, den wir, wie alle Tage, mit dem Vorabend beginnen. Diesen Tag bereitet die jüdische Frau mit besonderer Fürsorge und Liebe vor, um ihn auszuzeichnen und zu verschönen, ihn über die Tage der Woche zu erheben und zwar gleicherweise im Ideellen und Materiellen, also auch im Essen und Trinken. Wenn die Familie aus der Synagoge nach Hause kommt, liegt der von der Mutter gedeckte Tisch bereits im warmen Licht der von ihr gesegneten beiden brennenden Kerzen. Am Platz des Vaters steht der Kelch mit Wein und daneben die Schabbatbrote unter einer schönen Decke. Der Vater spricht über Wein und Brot den Segen. Bevor dies aber geschieht, findet noch ein eigenartiges

Ritual statt, das freilich im Westen leider mehr und mehr in Vergessenheit gerät. Der Stuhl der Mutter wird mit der Hilfe des Vaters von den Kindern geschmückt, die Mutter nimmt dann auf diesem Stuhle Platz. Nachdem zunächst in einem schlichten Lied die Engel des Friedens begrüßt werden, die mit diesem Tag und zu dieser Stunde ihren Einzug halten sollen, wird ein Lied zur Ehre der jüdischen Frau und Mutter angestimmt. Es ist kein Zufall, daß diese Lobpreisung bei uns Eingang gefunden hat. Das jüdische Haus ist das Reich der jüdischen Frau, ihre Mütterlichkeit gestaltet dieses Intimste unseres Seins, gibt uns die Wärme, die wir im Leben draußen so oft vermissen müssen. Das Mahl, das sich anschließt, wird dann immer wieder durch fromme und zumeist frohe Gesänge unterbrochen. Wenn es irgend möglich ist, soll der Vater auch noch während des Essens oder nach Tisch den für jeden Schabbat bestimmten Wochenabschnitt aus den fünf Büchern Moses mit Kommentaren verlesen und seinen Kindern nahebringen. Am anderen Tag findet der Schabbat im Hause wieder seine Akzentuierung, wenn man sich zum mittäglichen Mahle niedersetzt und über Wein und Brot den Segen spricht. Während die Rabbinen im allgemeinen das Maß des Schlafes auf ein Minimum reduziert sehen möchten, ist ein Mittagsschläfchen am Schabbat geradezu geboten. Die dritte häusliche Feier ist die Feier des Abschieds von einem Tag, der zwischen Weltschöpfungs- und Erlösungsgedanken die Mitte hält. Alle versammeln sich wieder um den Vater, der zuerst den Segen über den Wein spricht, dann über wohlriechende Gewürze und zum Schluß über das Licht, der ausklingt in dem Unterscheidungssegen über Heilig und Werktäglich, Licht und Finsternis, Israel und die Völker, den siebenten Tag und die sechs Werktage. Dann wird etwas von dem Wein auf einen Teller geschüttet und die Kerze, die der Kleinste bis dahin halten durfte, erlischt in diesem Wein. Damit hat der jüdische Schabbat sein Ende gefunden, und die Familie singt noch einmal von jüdischer Hoffnung und Erwartung in dem Lied des Propheten Elijahu, des Vorbotens des Messias. Ohne diesen ständig wiederkehrenden Rhythmus von Schabbat zu Schabbat hätte unsere Gemeinschaft die Zeiten und all das Schwere, das sie immer wieder brachten und aufgaben, nicht überstanden.

Neben dem Schabbat wird jeder jüdische Feiertag in einer ihn allein auszeichnenden Feierlichkeit begangen. Da sind die zwei Feste des Herbstes, das Neujahrsfest und das Versöhnungsfest; Feste, die ganz auf das rein Menschliche und Menschheitliche ausgerichtet sind. Es sind Feste großen Ernstes, da wir auf ein Jahr zurückschauen, Rechnung vor Gott und uns über alles Getane und Unterlassene ablegen, um danach so zu beginnen, als ob das Leben ganz von neuem anfangen könnte. Wie in der Synagoge alles in Weiß gekleidet ist, so glänzt auch im Haus die Decke über dem Brot in weißer Seide. Von der Würde und Demut des Menschen spricht jeder Brauch des Hauses an diesem Tag in eindringlichster Weise. Den Auftakt zum Versöhnungstag gibt das letzte Mahl vor dem beginnenden fünfundzwanzigstündigen Fasten, die Familie schart sich dabei fast schweigend um den Tisch. Bevor man das Haus verläßt, um in die Synagoge zu gehen, wird eine große Kerze angezündet, die den ganzen nächsten Tag noch brennt und an die liebsten Menschen erinnert, die nicht mehr unter uns sind. Wenn dieser Tag mit seinem Fasten und lange dauernden Gottesdienst sein Ende gefunden hat, und die Familie etwas ermüdet und erschöpft wieder ins Heim zurückkehrt und zur ersten Mahlzeit sich niedersetzt, ist wieder frohe Stimmung im Haus. Typisch ist es, daß von der Höhe des Versöhnungstages man sich sofort dem nächsten Fest zuwendet, dem fröhlichen Laubhüttenfest, und mit den Vorbereitungen zur Aufrichtung der leichten Hütte noch am gleichen Abend beginnt. In Erinnerung an die Wüstenzeit Israels verbringt der fromme Jude im Herbst eine Woche in einer selbstgezimmerten Hütte, deren Dach nur aus Laub besteht, einer Hütte, in der mehr Schatten als Sonne sein soll und die von den Kindern mit Früchten und buntem Herbstlaub ausgeschmückt wird. Während dieser Festwoche wird — wie auch an dem Vorabend des Wochenfestes, des Festes der Gesetzgebung am Sinai — eine ganze Nacht mit Lernen verbracht, an dem alle teilnehmen, die nur irgendwie können. Beim bunten Wechsel von Lernen und Schmauserei in diesen nächtlichen Stunden zeigt sich so recht, wie wenig das sogenannte Gesetz des Judentums für den Juden eine Last oder gar einen Fluch bedeutet. Das Lernen führt in Auszügen über die fünf Bücher der Thora und die späteren biblischen Schriften

bis hin zu der Mischna und dem heiligen Buch der Mystik, dem Sohar. Zweimal im Jahr wird im Familienkreise sozusagen Appell gehalten. Der Vater hat den Seinen in diesen beiden Nächten einen Überblick zu geben über das, was uns geformt hat und uns bis auf diesen Tag am Leben erhält.

Der letzte Tag des Laubhüttenfestes, wenn Feststrauß und Festesfrucht schon beiseite gelegt sind, heißt Thorafreudenfest. An ihm wird das letzte Kapitel des fünften Buches Moses und anschließend das Kapitel von der Weltschöpfung aus dem ersten Buch Moses verlesen. Ende und Anfang gehen ineinander über. Die Freude über die Lehre zeigt sich in Tänzen mit den Thorarollen, die man liebkost wie ein Kind und an die man sich schmiegt wie an eine Mutter. Eine besondere Ehrung ist es, zu dem letzten und ersten Kapitel des Fünfbuches aufgerufen zu werden, es vorgelesen zu bekommen. Die so Geehrten heißen Bräutigam der Thora und Bräutigam des Anfangs. Sie geben nach der synagogalen Feier einen Empfang in ihren Häusern und danken für die hohe Ehrung mit einem frohen Gemeindefest in ihren Wohnungen.

Neben diesen Festen gibt es noch Tage frohen oder auch traurigen Gedenkens. Da ist das Chanukkahfest zu nennen zur Erinnerung an die Makkabäerkämpfe, das wir acht Tage durch Anzünden von Lichtern und fröhliche Lieder begehen. Ein anderes Fest ist Purim mit seiner überschäumenden Freude, die eigentlich den Rahmen durchbricht, der sonst dem jüdischen Leben gesetzt ist. Man begeht es als Maskenfest, mit einem Festgelage, bei dem der Wein keine geringe Rolle spielt und zwar aus einem sehr merkwürdigen Grund. Dieses Purimfest ist seiner Anlage nach eigentlich dazu angetan gewesen, den Juden einmal den Haß gegen seine Verfolger abreagieren zu lassen. Um aber Purim diesen Charakter zu nehmen, hat eine der rabbinischen Größen, Rabba, bestimmt, es solle an diesem Tag so viel getrunken werden, daß man nicht mehr unterscheiden könne zwischen Haman und Mordechai, zwischen dem Verfolger und dem Erretter, und also die beiden Figuren des Liebens und des Hassens zu verschmelzen. Es scheint oft viel Wein dazugehört zu haben, um diesem Gebot nachkommen zu können. Im Gegensatz dazu steht der Tischa beaw, der Fasttag zur Erinnerung an die Tempelzerstörung. Moses Heß, der geniale Vor-

läufer Theodor Herzls, erzählt von dem tiefen Eindruck dieses Tages in seinem «Rom und Jerusalem». Von der fassungslosen Trauer der auf der Erde Sitzenden, von der sehnsüchtigen Wehmut der erklingenden Lieder. Es gäbe kein neues Israel ohne die nie endende Trauer um das alte, an die auch in jedem jüdischen Haus ein Fleck ungetünchter oder nichttapezierter Wand gemahnen soll. Diesen Gedenktag des hohen Sommers müssen wir aber zugleich als das große, ewige Märtyrerfest des Judentums verstehen, denn wir sind uns zutiefst bewußt geblieben, wie es keinen echten, lebendigen Glauben ohne die Bereitschaft zum Märtyrertum geben kann.

Für das Ende dieser kurzen Betrachtung haben wir das Fest des Anfangs aufgespart: das Pessachfest mit seinen häuslichen Sederabenden. Kein anderes Fest zeigt in gleicher Vollkommenheit die jüdische Seele, ihr Frohsein und ihren Ernst, ihr Harren und Hoffen. Die Vorbereitung für dieses Fest beginnt lange, bevor das letzte gesäuerte Brot weggeräumt wird. Der Tisch wird aufs festlichste geschmückt. Alle Leuchter glänzen im Kerzenschimmer, Becher schmücken jeden Platz und der schönste Becher ist dem Messiasboten bereitet, während vor dem väterlichen Platz die Sederschüssel mit ihren symbolischen Speisen steht. Das Mahl, zu dem der Vater an ihm die Seinen und möglichst viele Gäste vereint, ist unter den vielen weihevollen Mahlzeiten des jüdischen Jahres das Mahl schlechthin. Das Wort der Freiheit leuchtet über ihm, sowohl über den Tischsitten, die dem Jüngsten die Rolle des Fragenden anvertrauen, wie über der Liturgie des Abends, die aus der mit Bildern geschmückten Haggadah verlesen wird. In dieser Haggadah sind, wenn man die biblischen Texte unberücksichtigt läßt, zwei Jahrtausende jüdischer Geschichte eingefangen, nicht systematisch, aber überaus lebendig, und das Wunder der Freiheit aus der Frühzeit unserer Geschichte ist wirklichkeitsnah genug, um das Verheißungswort der messianischen Erlösung greifbar nahe erscheinen zu lassen. Alles Judenleid scheint schon überwunden, der ewig Ringende am Ziel, wenn der Vater, den Becher hoch erhoben, bekennt: «denn nicht einer allein hat sich gegen uns erhoben, sondern zu allen Zeiten erhoben sie sich gegen uns, uns zu vernichten — Gott aber errettet uns vor ihnen». So kann in den Lobgesängen und Tischliedern des zweiten Teils der Haggadah die

Gemeinschaft der beim Mahl Vereinten, scherzend und geheimnisvoll zugleich, vom Ende der Zeiten singen und sagen: «das kommende Jahr in Jerusalem», dem wiedererbauten, dem Sitz des Königs Messias. Kein Jude, mag er noch so sehr in die Ferne und Fremde gegangen sein, kann das Heimweh an diesen Abenden zum Schweigen bringen.

Das Geheimnis des Judentums — es ist viel darüber gerätselt worden — ist das jüdische Haus, jener weiße Fleck des Tisches, um den sich die Familie immer wieder sammelt. Hier und hier allein ist die Urzelle des Judentums, die nie versiegende Kraft- und Glaubensquelle, die jedem Ansturm hassender Menschen und fremder, allzu zeitbedingter Gedanken widersteht. Unsere Ewigkeit hat ihre Wurzel in unserem Heim, an dessen Pforte schon die Mesusa, das Röllchen mit den zwei ersten Abschnitten des Schemagebetes, uns begrüßt. Darin ist das Urgeheimnis des Glaubensvolkes Israel enthalten, die unendliche Liebe zu Gott und das große, nicht zu überhörende «Du sollst!»

DER JUDENCHRIST ALS DAS ZEICHEN GOTTES FÜR ISRAEL UND KIRCHE

Eine Besinnung zur Frage nach der Judenchristenheit

von Gerhard Jasper, Bethel bei Bielefeld

I. Der Sinn der Bezeichnung «Judenchrist»

Wie sollen wir einen Juden nennen, der Christ wird? Im kontinentalen Raum wird er gewöhnlich «Judenchrist» genannt, während man im angelsächsischen Raum von «Hebrew Christian» (hebräischer Christ) spricht.

Man wird sofort auf das Ungereimte der Bezeichnung «Judenchrist» hinweisen; denn man kann, so folgert man, schon darum nicht «Judenchrist» sein, weil man nicht «Jude» und «Christ» zugleich zu sein vermag. Denn das ist ein Widerspruch in sich